

Eindrücke aus London und Paris

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **23 (1920-1921)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749684>

Nutzungsbedingungen

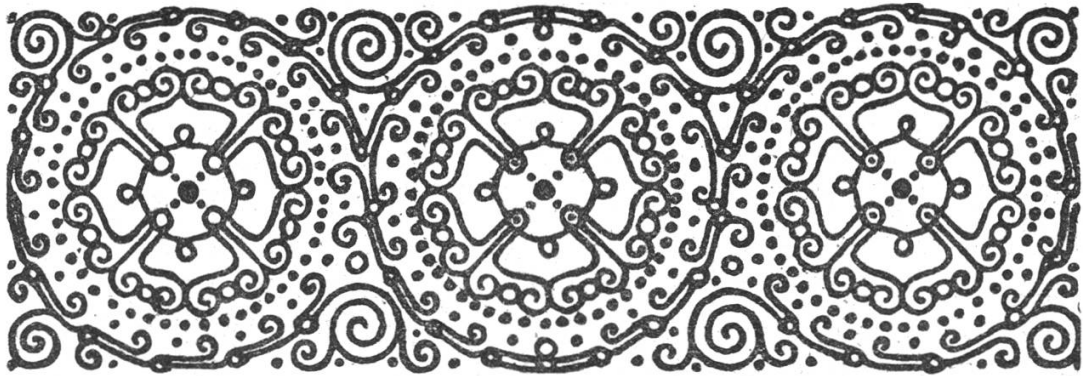
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



EINDRÜCKE AUS LONDON UND PARIS

Seit dem Frühling 1917 hatte ich die Schweiz nicht mehr verlassen, und sehnte mich ordentlich danach, wieder andere Menschen und andere Verhältnisse zu sehen, um eventuell die Ansichten zu korrigieren, die zu ausschließlich auf Zeitungslektüre gegründet waren. Jede größere Reise, wenn man sie ohne Voreingenommenheit durchführt, ist eine tüchtige Lüftung des Gehirnes. Die schönste Veranlassung wurde mir durch die Londoner Gruppe der Neuhelvetischen Gesellschaft geboten, die mich zu einem Vortrag im Monat Dezember einlud; denselben Vortrag (über die Entwicklung der Schweiz) hielt ich dann auch in Dijon, in Manchester und in Liverpool; Einladungen von anderen Schweizerkolonien musste ich leider, aus Mangel an Zeit, ablehnen; in London hielt ich jedoch noch einen anderen Vortrag, wissenschaftlicher Natur, an der Universität. — Das war die praktische Veranlassung zu einer dreiwöchigen Reise, von der ich nicht nur Erinnerungen an schöne Abende in Schweizerkreisen, sondern auch ganz bestimmte Eindrücke aus englischen und besonders aus französischen Kreisen zurückbringe.

Es dürfte nützlich sein, diese Eindrücke hier zusammenzufassen. Ich beginne mit England, ohne die Anmaßung, irgendetwas Neues entdeckt zu haben; dazu fehlten mir die Zeit und (leider beschämend genug!) die Kenntnis der Sprache. Immerhin dürften diese flüchtigen Notizen manchen Leser an Erlebtes erinnern; auch mögen sie als Einleitung zu dem wichtigeren Bericht aus Paris aufgefasst werden.

* * *

ENGLAND

Man hatte mich davor gewarnt, ganz alleine, in der schlimmsten Jahreszeit, ohne jede Kenntnis der Sprache, nach England zu fahren. Mit dem gewohnten Optimismus und mit einer Entdeckerlust, die mich an die Studentenjahre erinnerte, schiffte ich mich am 8. Dezember in Calais ein und kam nie in den Fall, dieses „Wagnis“ irgendwie zu bereuen. Ruhige See, Sternenhimmel und wunderbare Ankunft in Dover! Die mächtigen, weißen Drehlichter, die kilometerweit fächerartig das Wasser bestreichen, die roten und blauen Signale, sie führen das Schiff wie mit väterlicher Hand, und man fährt in den Hafen ein wie in einen festlich beleuchteten Canal Grande.

Am Bahnhof von London steht ein früherer Schüler von mir da. So wird es zehn Tage lang weitergehen; überall hat Dr. Lätt, der Sekretär der Neuhelvetischen Gesellschaft, für den sprachunkundigen und kurzsichtigen Professor vorgesorgt. Da, wo ich allein bin, da hilft der Humor; sobald ich über die eigene Unwissenheit lache, so lacht auch der Engländer und daraus entsteht die Verständigung. Herr Dr. Lätt hat nur eine Befürchtung: dass ich den berühmten Londoner Nebel nicht zu sehen bekomme! In den ersten Tagen hat nämlich der Himmel blaue Streifen; dann fällt Schnee; dann lächelt wieder die Sonne. Nun, er ist doch gekommen, der gelbe *Fog*; zum Glück; denn so versteht man Turners Malerei viel besser.

Der Verkehr in der Straße? Gewiss sehr lebhaft, doch ohne jede Gefahr; die Policemen sind ja da, ebenso weltberühmt wie der Nebel, und ihren Ruhm wenn möglich noch übertreffend: hohe Gestalten mit hohem Helm, blau-schwarz gekleidet, ernst und steif wie das Gesetz, genau und kurzsilbig wie eine mathematische Formel, und dabei von väterlicher Güte. Mit dem bloßen Zeigefinger stoppen sie den Verkehr einer ganzen Straße; und dabei tragen sie der alten Frau ihr Gepäck, der Mutter ihr Kind von einem Trottoir zum anderen. In Holborn Street sah ich sie einen langen Zug von Arbeitslosen begleiten; voran eine wilde Musik; auf den Trottoirs eifrige Geldsammler; im Zuge selbst Johlen und Lachen; auf beiden Seiten schritten die Policemen so gelassen einher, als ob sie eine Kinderschar in die Schule begleiteten.

Arbeitslosigkeit und Verarmung fallen dem Beobachter in vielen kleinen Dingen auf, sei es auf der Straße, wo Invaliden bis abends

spät bei der Drehorgel sitzen, sei es in den vielen kleineren Speisehäusern, wo Menschen in abgenutzten Kleidern ganz bescheiden essen. England hat eben seine Kriegskosten auf eigene Art gedeckt, durch starkes Hinaufschrauben der Steueransätze; zu stark und zu unvermittelt, sagen Viele; ich habe darüber kein Urteil, wohl aber den bestimmten Eindruck, dass das Land die Krisis überwinden wird durch seine starke, ruhige Geschlossenheit, die bei wachsender Not immer fester wird. Das Leben ist teuer, entschieden teurer als in der Schweiz, sowohl relativ wie absolut genommen. Unser lautes Klagen erscheint demjenigen etwas lächerlich, der dieses siegreiche Volk darben sieht.

Luxus herrscht natürlich weiter in den großen Hotels und vornehmen Clubs, tritt jedoch in der Öffentlichkeit kaum hervor. Alkoholische Getränke bekommt man nur zwischen 11 und 14 Uhr, dann von 18 bis 22 Uhr; das wird streng durchgeführt und schränkt natürlich das Nachtleben ein. Spätestens um 22 1/2 spielt in den öffentlichen Lokalen das Orchester die ersten Takte des ‚God save the King‘, als Signal zum Aufbruch; die Lichter werden zur Hälfte gelöscht, die Fenster geöffnet; es wird ungemütlich; man flieht ins Bett.

Der englische Komfort erscheint mir überhaupt als etwas sagenhaft; zwar sah ich ein einziges „home“ (bei einem Schweizer — und das war vorzüglich); in den Hotelzimmern, in vielen Restaurants, in den Bureaux, da hat man glühende Kaminfeuer, im Rücken jedoch irgendeinen Luftzug; denn die Fenster schließen ungefähr wie in Italien, bei etwas trüberer Witterung... An ein Anderes konnte ich mich auch nicht gewöhnen: die englische Küche! Meine Freunde wissen, wie wenig ich sonst solche Dinge beachte; da war es aber zum Verzweifeln; über dieser geschmacklosen Kost begreift man endlich die Erfindung des englischen Senfes.

Das sind lauter Kleinigkeiten, die die prachtvollen Eigenschaften des Volkes um so mehr hervortreten lassen. In unseren Berghotels war mir die unnahbare Kälte des Engländers oft aufgefallen, wie er durch eine dichtbesetzte Hall schreitet und die anderen Menschen, ohne je sie zu stoßen, als Luft behandelt. Verschiedene Engländer, die ich darüber befragte, erklärten diese Art als eine Folge der Schüchternheit. Das wurde mir in London vielfach bestätigt. Die Leute verbinden in seltsamer Weise die Schüchternheit mit der

Entschlossenheit, wie sie auch die praktische Nüchternheit mit der Herzensgüte und den stark ausgesprochenen Geschäftssinn mit der absoluten Aufrichtigkeit verbinden. — Schaut nur die Frauen an, wie sie in einen Salon, in einen Speisesaal treten und sich dort verhalten: zunächst ein eisig-kaltes Benehmen, und Augen, die keinem Blick begegnen; reden sie aber auch nur den einfachsten Kellner an, so verwandelt sich der Ausdruck in ein freundliches Lächeln. So ging es mir auch wiederholt mit Männern; man sitzt stundenlang neben einem hölzernen Menschen; richtet man eine Frage an ihn, so entsteht das netteste Gespräch, bei dem ich gelegentlich sogar die Illusion hatte, die englische Sprache zu beherrschen!

Das erfuhr ich übrigens schon vor fünfundzwanzig Jahren, mit einem Manne, der heute in England eine hervorragende Stellung einnimmt: Herr Wickham Steed, damals römischer Korrespondent und heute Direktor der *Times*. Als ich ihn zum ersten Male sah, in der Villa Helbig auf dem Gianicolo, da sah er wie ein langer Eiszapfen aus, dem die römische Sonne nichts antat; und welchen klugen, feinen und herzenstreuen Menschen entdeckte ich dann in ihm! So fanden wir uns, ergraute Freunde, in London wieder, im alten Gebäude der City, wo eben ein kleiner Brand an jenem Sonntagnachmittag drei Setzermaschinen zerstört hatte. „Ich kann Ihnen leider nur zwanzig Minuten geben“, das waren seine ersten Worte; als ich aber nach zwanzig Minuten aufstand, da wurde irgendein Geschäft verschoben, um die Frist zu verdoppeln. „Zu einer diplomatischen Einleitung haben wir keine Zeit und keinen Grund,“ sagte ich zu Herrn Steed; „ich spreche meine Hauptfragen ganz brutal aus: wie verhält es sich mit dem Egoismus der Engländer, wie er uns in den Schulbüchern doziert wird? und fängt der Engländer an zu merken, dass es mit der Politik der ‚splendid isolation‘ ganz und gar aus ist?“

Die Antwort lautete ungefähr: „Den Egoismus gebe ich ohne weiteres zu; jede Nation hat ja ihren Egoismus; der unsrige ist besonders augenfällig, hat aber auch als Untergrund einen Idealismus, dessen Kraft wir selber nicht kennen. Ich bin kein Irländer, kein Schotte, und nicht einmal aus Wales wie unser Premier; ich bin ein reiner Engländer und kann doch die Gemütsregungen meines Volkes nicht voraussagen. Zum Beispiel die Feier für den unbekanntem Soldaten! Unsere ganze Redaktion war auf ein Fiasko gefasst; da staunten

wir: drei Tage lang sind täglich eine halbe Million Menschen zum Unbekannten gepilgert, in tiefer Ergriffenheit . . . Unser Egoismus? unsere schreckliche Nüchternheit? Unsere Unfähigkeit, abstrakte Werte zu verstehen? Ja, das stimmt; aber andererseits die Tatsache: bis Ende 1916 lebte unser *Volk* in der festen Überzeugung, es kämpfe für Frankreich, für das demokratische Ideal auf dem Kontinent; erst der verschärfte Unterseebootkrieg brachte ihm das Bewusstsein, dass es für die eigene Existenz kämpfe. — Die ‚splendid isolation‘? Das ist eine hartnäckige Überlieferung, zugegeben. Das Licht geht aber langsam auf; jede Woche schwindet irgend ein alter Begriff dahin; wir werden gute Europäer, wenn uns Europa nur dabei etwas behülflich ist. Zu einer so ganz anderen Einstellung muss man einem Volke die nötige Zeit gewähren.“

Herr Steed sprach über andere Dinge noch, klar, sachlich und doch bewegt; im Rauche der Cigaretten betrachtete ich den feinen Kopf und dachte, amico Steed, an den Sommerabend auf der Montagnola, wo Paul Sabatier unseren römisch-kosmopolitischen Kreis versammelt hatte, und wo so lebhaft über die Republik disputiert wurde, während hunderte von Johanniswürmchen in der Nacht herumflogen und sich auf Haare und Schultern der Frauen niederließen . . . Schöne Jugendzeiten, deren besten Glauben wir treu behalten durch alle Stürme hindurch.

Auf der *Westminster Gazette*, in deren Warteraum das Bild von Gladstone an große Tage des Liberalismus erinnert, sprach ich mit Herrn Spender, einem edlen Geiste, von hervorragender Bildung und weitem Horizonte. Er bestätigte die allmähliche Neuorientierung. „Wir dürfen keinen Tag vergehen lassen, ohne auf diese höhere Notwendigkeit hinzuweisen. Der Völkerbund muss sich zu einer Wirklichkeit entwickeln.“ — In England arbeitet man tüchtig daran; das sah ich bei Herrn Garnet, dem Generalsekretär der englischen „League of Nations Union“, die in einem eigenen Hause an die achtzig Angestellte beschäftigt. Die Union gewinnt unablässig neue Mitglieder durch eine sehr geschickte Aufklärungsarbeit: Flugblätter, Berichte, Broschüren über bestimmte Fragen, Vorträge usw. Unsere neugegründete Schweizerische Vereinigung für Völkerbund wird aus einem regen Verkehr mit der englischen Organisation gewiss Nutzen ziehen.

Die Schweizerkreise in England waren mir eine freudige Auf-

munterung. Vom Großindustriellen und großen Kaufmann, vom Sprachlehrer und Journalisten bis zum einfachsten Kellner, überall fand ich unter ihnen tüchtige Leute, die der Heimat Ehre einbringen. Sie bleiben auch der Heimat treu; der Abend in der Londoner Gruppe der Neuhelvetischen Gesellschaft war geradezu eine patriotische Feier, im besten Sinn des Wortes. Sind sie für jeden Besuch aus der Schweiz dankbar, so haben wir von ihnen ebensoviel zu lernen: der Auslandschweizer kennt keinen Egoismus der Kantone mehr, sondern nur noch *die Schweiz*. Er behält die Hauptsache, das Beste, das Lebendige von unserem Wesen und bereichert es durch den Vergleich mit dem Besten eines fremden, großen Volkes. Am Auslandschweizer sieht man, was wir werden könnten, wenn wir endlich den Mut hätten, unseren Katechismus zu revidieren...

Von den Kunstschatzen in London soll hier nicht die Rede sein und doch kann ich die Freude nicht verschweigen, die mir die Sammlung Wallace gab; die Möbel aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, ganz besonders aber Watteau's Bilder (worunter *Les surprises de l'escarpolette*, das im Original etwas so ganz anderes ist, als die beste Abbildung), das war eine Offenbarung. Bemerket sei noch, dass im Britischen Museum täglich ganze Klassen, Knaben und Mädchen von zehn bis zwölf Jahren von ihren Lehrern herumgeführt werden; soweit ich den Erklärungen folgen konnte, werden die Kinder ohne pedantische Gründlichkeit in die Kunst, in das öffentliche und private Leben der Ägypter, Assyrier und Griechen eingeführt; sie verhalten sich äußerst aufmerksam; und was sie dabei für einen Eindruck von Englands Größe bekommen!

Praktisch, einfach und ehrlich. Diese Eigenschaften ließen sich mit zahlreichen Erlebnissen belegen. Ich will nur das Eine anführen, das den Fremden zum Staunen bringt: Wer in England reist, lässt seinen Koffer in den Gepäckwagen tragen, ohne Empfangschein und ohne Kosten; bei der Ankunft zeigt er den Koffer dem Dienstmann mit den Worten: „This is mine“; das genügt. Schweizer erzählten mir, dass vor wenigen Jahren ein bekannter und misstrauischer Eidgenosse auf seiner Reise bei jeder größeren Station nach dem Gepäckwagen lief, um die Anwesenheit seines Koffers festzustellen. Auch hierin überließ ich mich mit Recht dem Optimismus. — Am 18. Dezember, kurz nach Mitternacht, verließ ich

Liverpool, kam um 6 Uhr in London an und trank noch eine Tasse Thee im Schlafwagen; der Koffer wartete ruhig auf dem Bahnsteig. Auf der Fahrt nach dem Bahnhof Victoria nahm ich Abschied von London im Morgennebel; nicht ohne Wehmut; acht Tage hatten genügt, um mir zu zeigen, wie viel wir von den Engländern und — von den dortigen lieben Schweizern zu lernen hätten.

* * *

PARIS

Nicht ohne Bangigkeit fuhr ich diesmal nach Paris. Ich hatte es im April 1917 verlassen; die Vereinigten Staaten waren eben in den Krieg getreten und versprachen die sichere Entscheidung; andererseits war die Offensive Nivelle-Mangin am Chemin des Dames gescheitert, so dass noch ein langes Warten in Aussicht stand. Seither kamen der wohlverdiente Sieg, der „Friede“, Unruhen verschiedener Art und eine Wendung der französischen Politik, die im Auslande (auch bei Verbündeten) als reaktionärer Nationalismus und Militarismus gedeutet wird. — Wie verhält es sich damit in Wirklichkeit? das war die bange Frage.

Die Antwort, die ich heute in voller Überzeugung geben kann, beruht nicht auf einer vollständigen, wohl aber auf einer genügenden Information. Zur Vollständigkeit war die Zeit viel zu kurz bemessen. Von den zweiundsechzig Besuchen, die ich mir aufgeschrieben hatte, konnte ich nur etwas über die Hälfte ausführen; dazu kamen aber viele neue Bekannte; denn im gastlichen Hause, wo mein Sohn und ich empfangen wurden, da hieß es einfach: „Den und den müssen Sie hören; den anderen auch noch; ich lade sie ein, auf morgen, auf übermorgen.“ So brachte jeder Tag neue Belehrung und Anregung.

Wohlbemerkt: die Frauen und Männer, mit denen ich gesprochen, gehören in ihrer großen Mehrheit den Parteien der Linken an (einige sogar stark links, mit Ausschluss der Bolschewisten, in denen sie mit Recht eine Abart der Reaktion erblicken); zur jetzigen parlamentarischen Mehrheit verhalten sie sich entschieden ablehnend und stellen die wirkliche französische Tradition von 1789, 1793 und 1848 dar; sie sind in Tat und Wahrheit der Kopf und das Herz Frankreichs; kein Zweifel, bei ihrem geistigen und moralischen

Werte gehört ihnen die Zukunft, sogar (und besonders dann), wenn morgen das Ministerium noch mehr nach rechts abrücken sollte. Neben diesen eigentlichen Kämpfern sah ich auch Intellektuelle, die weniger im Vordergrund und oft auch weniger links stehen, deren Einfluss sich aber in derselben Richtung geltend macht. Endlich habe ich auch mit Vertretern der kleineren Bourgeoisie Fühlung genommen, um die Resonanzweite gewisser Ideen festzustellen. Soviel, in Kürze, über die Grundlagen meines Urteils.

Verschiedene Dinge erschweren in hohem Grade dem Fernstehenden ein Urteil über das heutige Frankreich. In erster Linie die *Presse*. Abgesehen von einigen sehr wenigen Zeitungen, die einem veralteten Liberalismus huldigen, und von den sozialistischen Blättern, die schwer unter der Parteikrisis leiden, sind die französischen Zeitungen von bestimmten Konsortien und von großen Inserenten abhängig; sie haben eine Menge von hochbegabten Redaktoren und Mitarbeitern, die persönlich oft durchaus ehrenhaft sind; der Zeitung als solcher fehlt der moralische Rückgrat: die Unabhängigkeit.¹⁾ Den besonderen Gründen dieser Zustände nachzugehen, wäre zu lang. Tatsächlich üben diese Zeitungen einen großen und schlechten Einfluss aus, doch lange nicht so sehr, wie man es glauben möchte; der bessere, maßgebende Franzose ist ein sehr kritischer Individualist; er traut seinem Leiborgane nur bis zu einem gewissen Punkte; darüber hinaus denkt er selbständig. Zeitungen wie der immer zitierte *Matin* geben von der öffentlichen Meinung ein ganz falsches Bild; viel lehrreicher ist ein einziger Abend in einem cabaret littéraire auf dem Montmartre.

Die jetzige *Kammer* (samt ihrer Regierung) wurde zwar von verschiedenen „liberalen“ Zeitungen der Schweiz als eine Rettung aus dem Chaos gepriesen; sie ist nichtsdestoweniger die Frucht einer Überraschung; der Siegestaumel wirkte damals noch; ebenso die Angst vor Deutschland; dazu kam noch die bolschewistische Gefahr; es resultierte daraus eine Kammer, die dem heutigen Volkswillen gar nicht mehr entspricht; sie tendiert nach rechts, und sogar nach Rom, hat aber in ihrer Mehrheit keinen bedeutenden Kopf,

¹⁾ Im Gegensatz dazu sei hier auf einige unabhängige Blätter hingewiesen: *Le progrès civique* (69, avenue de la Grande Armée); *Les Cahiers des droits de l'homme* (10, rue de l'Université); *La vie socialiste* (16, rue de la Tour d'Auvergne); *l'Ere nouvelle*.

kein organisches Programm für die neuen Pflichten der Zukunft; sie ist keine Rettung aus dem Chaos, sondern das Chaos selbst, und Herr Leygues bleibt im Sattel nur weil kein besserer, d. h. fügsamerer Reiter sich finden lässt. — Endlich die *Kommunisten*, Richtung Cachin, Frossard & Cie., die von Moskau die Befehle erhalten. Ob es ihnen gelingt, auf eine kurze Spanne Zeit die Mehrheit der Sozialisten zu gewinnen? Wer könnte das entschieden verneinen? Auf die Länge jedoch ist ihr Misserfolg ganz sicher; sie haben keine Köpfe und keine Charaktere; diese Vergewaltigung des französischen Geistes kann ihnen nicht gelingen. Vorläufig bringen sie aber der Rechten ein willkommenes Argument und verspäten den Sieg des wiederaufbauenden, sozialen und menschlichen Gedankens.

Hinter diesen verwirrenden, rein äußeren Erscheinungen, lebt ein anderes Frankreich, in dem zwar oft auch sehr verschiedene, divergierende Kräfte am Werke sind, das aber doch in der Hauptsache den Weg sieht und ihn gehen wird. Da sind die erprobten Führer, und da sind die jungen Kämpfer; da lebt der Menschheitsgeist, durch den schon wiederholt Frankreich für die ganze Welt Wunder geschaffen hat. Von diesem zum Teil noch verborgenen, durch die Feuerprobe des Krieges gestählten Frankreich will ich berichten, und nur von ihm.

* * *

Zum ersten: der französische Militarismus ist eine Fabel. In gewissen, sehr engen Kreisen, mag er seine Blüten treiben; das hat keine Bedeutung. Sind wir etwa in der Schweiz Militaristen, wegen ein paar Dutzend eitler Gehirne? Sind wir es nicht, so sind es die Franzosen noch weniger. Tatsache ist, dass mehrere Generäle (darunter Sarrail, Percin, Castelneau) für eine bedeutende Verkürzung der Dienstzeit eingetreten sind. Und erst im Volke, und erst unter den Intellektuellen? In den Straßen von Paris sah ich jetzt ein einziges Mal eine Abteilung von zwölf Soldaten... Wer die Gespräche hört, wer mit den Kämpfern des großen Krieges spricht, der glaubt keine Sekunde mehr an den Militarismus und begreift das Staunen der Franzosen über diese Fabel. Freilich: vor der deutschen Gefahr will man endgültig geschützt sein; das ist ein Kapitel für sich, worüber später mehr. (Schluss folgt.)

ZÜRICH

E. BOVET

□ □ □